

ZURÜCKTRETEN

BITTE!

Mehr kulturelle Teilhabe
durch rationale Kultur-
vermittlung

Wie verhält man sich bei einer
Opernführung

- Nicht zu weit vorne sitzen, dort spucken
dann die Schaupisler an.

X - Keins zu knackigen Snacks essen.

- Zu stört! Willkicht die anderen
Zuschauer beim laut Kauen.

X - Nicht anfangen zu lachen, wenn
es mal zu theatralisch wird

WANDA WIECZOREK

MIT EINEM BEITRAG VON MARKUS RIEGER-LADICH

kopaed 1

ZURÜCKTRETEN
BITTE!

Mehr kulturelle Teilhabe durch
rationale Kulturvermittlung

WANDA WIECZOREK

MIT EINEM BEITRAG VON **MARKUS RIEGER-LADICH**

INHALT

Einleitung. Mehr kulturelle Teilhabe durch rationale Kulturvermittlung	4
Das Projekt. <i>Die Kunstnäher_innen</i>	18
In der Praxis. Probieren, stolpern und dazulernen	23
1. Macht mit, warum auch immer, aber seid voll dabei!	24
Über verschiedene Motive kultureller Aktivität und den Umgang mit abweichenden Nutzenerwartungen	
2. Hier könnt ihr mal etwas richtig Großes machen.	33
Wie die Erwartungen der Kulturinstitutionen zu Ermächtigung führen – oder auch zu Überforderung	
3. Schöne Idee, aber das passt jetzt nicht so richtig rein. ...	41
Wieviel ästhetischer Wille ist zumutbar und wer bestimmt eigentlich, was gezeigt wird?	
4. Zeigt uns, wie es geht! – Ich will es (nicht) wissen.	50
Die feine Balance zwischen Lernen und Lehren und der Gewinn von unerfüllten Erwartungen	
5. Jetzt entscheidet ihr!	56
Warum man Platz machen muss, um Selbstbestimmung zu ermöglichen	

6. Sag mal – was hältst du davon?	60
Über geeignete und ungeeignete Formen des Austauschs, um etwas aus anderen Lebenswelten zu erfahren	
7. Raus aus der Komfortzone	72
Warum es notwendig ist und sich lohnt, den White Cube gelegentlich zu verlassen	
8 »Jugendliche mit Migrationshintergrund für Kulturprojekt gesucht«	78
Warum das Denken in Zielgruppen am Ziel vorbei führt	
9. Die Zielgruppe, das bin ich.	83
Von der Mühe, die eigene Herkunft zu durchleuchten und daraus vermittelbares Wissen zu ziehen	
10. Her mit der Veränderung!	93
Auf welchen Ebenen setzt Veränderung an und was kann man konkret dafür tun?	
Unter sich bleiben. Einrichtungen der kulturellen Bildung mit Pierre Bourdieu in den Blick nehmen	101
<i>Markus Rieger-Ladich</i>	

EINLEITUNG.

MEHR KULTURELLE TEILHABE

DURCH RATIONALE KULTUR-

VERMITTLUNG

Die Diskussion um kulturelle Teilhabe gewinnt an Fahrt. Quer durch den deutschsprachigen Raum werden immer mehr Projekte umgesetzt, es wird geforscht, publiziert und diskutiert. Die Kulturpolitik hat kulturelle Teilhabe ganz oben auf die Agenda gesetzt. Fördereinrichtungen richten sich strategisch danach aus. Es scheint fast, als könne sich keine öffentlich geförderte Kulturinstitution mehr erlauben, sich nicht um kulturelle Teilhabe zu kümmern. Dabei sind die Ansprüche hoch. Kulturelle Teilhabe wird als ein Menschenrecht betrachtet,¹ als zentrale Antwort auf die Herausforderungen einer zunehmend pluraler werdenden Gesellschaft. Wo politische Haltungen, Lebenslagen und Einkommensverhältnisse weiter auseinanderdriften, soll kulturelle Teilhabe ein Schlüssel zu gesellschaftlichem Zusammenhalt, Mitwirkung und Mitverantwortung sein.

Auf der kulturpolitischen Ebene geht es zunächst einmal um den großen Zusammenhang. Alle Mitglieder der Gesellschaft sollen »einen Zugang zu Kultur erhalten und die Möglichkeit haben, sich mit Kultur auseinanderzusetzen und Kultur selber auszuüben.«² Hier kommen die Kulturinstitutionen ins Spiel. Sie haben den Auftrag, durch spezielle Ange-

bote der Kulturvermittlung³ diejenigen Personen zu erreichen, die nicht an der öffentlichen Kultur teilnehmen. Aber um wen geht es dabei?

Die »Teilhabenichtse«⁴ sind kein neues Phänomen und lassen sich in den Statistiken durchaus finden. Bereits in den 1970er Jahren analysierte der Soziologe Pierre Bourdieu den Zusammenhang von kultureller Teilhabe, sozialer Herkunft und schulischem Erfolg mit dem Befund, dass »der Zugang zu den kulturellen Werken das Privileg der gebildeten Klassen bleibt. So hängt z.B. der Museumsbesuch (der im Übrigen, wie man weiß, mit anderen Arten kultureller Praxis, wie dem Theater- oder Konzertbesuch eng verknüpft ist) unmittelbar vom Bildungsniveau ab.«⁵

Teilnahme

Teilhabe

Mitbestimmung

Teilhabe ist ein umfassender Begriff, der die Möglichkeiten des Individuums bezeichnet, sich als Teil des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu begreifen und gestaltend darauf Einfluss zu nehmen. Kulturelle Teilhabe ist ein Element dieser allgemeinen sozialen Teilhabe. Sie umfasst sowohl die Teilnahme an Kultur als auch die eigene kulturelle Produktion und erfordert den souveränen Umgang mit unterschiedlichen kulturellen Ausdrucksformen und Codes, aus dem Optionen der Mitwirkung und Mitbestimmung erwachsen. Von zahlreichen Vertreter_innen der Kulturpolitik und Kulturvermittlung wird kulturelle Teilhabe daher als eine Voraussetzung für gelingende soziale Teilhabe betrachtet. So begründet sich der Anspruch der Kulturpolitik an die Kulturinstitutionen, durch Kulturvermittlung zu kultureller und damit sozialer Teilhabe beizutragen.

Diese Diagnose hat seither nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt. Aktuellere Erhebungen des Schweizer Bundesamtes für Statistik aus den Jahren 2008 und 2014⁶ ergeben, dass nach wie vor das eigene Ausbildungsniveau und – besonders bei den klassischen Kultursparten – auch das der Eltern maßgeblich darüber bestimmen, wer Kulturveranstaltungen besuchen und vielleicht sogar selbst Kultur erschaffen wird. Dieser Zusammenhang zeigt sich sogar bei der Mediennutzung und bei vermeintlich leichter zugänglichen Formaten wie Festivals, Denkmälern und Kinofilmen. Entsprechende Studien für Deutschland zeichnen das gleiche Bild.⁷

Der erreichte Bildungsabschluss ist ausschlaggebend für die beruflichen Aussichten und damit auch für das erwartbare Einkommen. Es verwundert daher nicht, dass das Haushaltseinkommen derselben Studie zufolge einen ebenfalls signifikanten, wenngleich etwas geringeren Einfluss auf Kulturnutzung und -schaffen hat. Keinen statistisch spürbaren Einfluss hat dagegen die Nationalität der Befragten. Das ist bemerkenswert, denn im öffentlichen Diskurs der Mehrheitsgesellschaft wird die geografische Herkunft einer Person oder ihrer Familie mit ihren Chancen auf kulturelle Teilhabe meist selbstverständlich verknüpft. Der scheinbare Widerspruch erklärt sich dadurch, dass zwischen den verschiedenen Gruppen von Zugewanderten ein Unterschied gemacht wird, jedoch ohne dies ausdrücklich zu kennzeichnen: Auf der einen Seite die als »internationale Wanderer« oder »Expats« bezeichneten hoch qualifizierten Zugewanderten, denen hohes Kapital und globales Wissen zugestanden wird. Auf der anderen

Seite die Einwander_innengenerationen der ersten und zweiten Welle und deren Kinder sowie die niedrig qualifizierten aktuell Zugewanderten und Geflüchteten. Für sie bleiben die Begriffe »Migrant_in«, »Ausländer_in« oder eben »Mensch mit Migrationshintergrund« reserviert – stigmatisierende Bezeichnungen, in denen sich diffuse Zuschreibungen von sozialer und kultureller Andersartigkeit sammeln und die meist im gleichen Atemzug mit defizitären Eigenschaften verwendet werden wie »bildungsfremd«, »sozial benachteiligt« oder »kulturfern«.

Von wem reden wir eigentlich – und wie?

Es gibt in den Sozialwissenschaften eine ganze Reihe von Begriffen, um soziale Zugehörigkeiten zu beschreiben. Es wird beispielsweise von Schichten gesprochen, von Milieus, Klassen und traditionell auch von Ständen. In der Wissenschaft werden diese Begriffe keineswegs einheitlich verwendet. Vielmehr gehört die Debatte um ihre richtige Konzeptionalisierung und Anwendung zum Kerngeschäft der Sozialwissenschaften und wird laufend weiter geführt. So ist es auch im öffentlichen Diskurs der Mehrheitsgesellschaft. Jeder dieser Begriffe ist mit einem bestimmten Bild von Gesellschaft verbunden und hat unter anderem Folgen für den Handlungsspielraum, der den bezeichneten Gruppen zugestanden wird. Es fällt auf, dass der Begriff der Klasse derzeit wenig verwendet wird. Er scheint regelrecht verbrannt zu sein, wie ein Überbleibsel aus alter Zeit, das heutzutage keine Rolle mehr spielt. Wer »Klasse« sagt, erinnert an die Diagnosen von Karl Marx, an Arbeiterklasse und herrschende Klasse, an Klassenkampf und Klassenbewusstsein. Es ist richtig, der Begriff der Klasse ist

Im Fachdiskurs der Kulturvermittlung werden solche stigmatisierenden Begriffe glücklicherweise immer seltener verwendet. Dennoch bleibt es schwierig, diejenigen zu benennen, die nicht teilhaben. Denn sie fallen eben dadurch auf, dass sie fehlen, dass sie zumindest nicht dort sind, wo über sie geredet wird. Sie sind ein unbekanntes Gegenüber, eine Leerstelle. Und das macht es so schwer, einen positiven Begriff zu finden, der sie nicht bloß als mangelhaft beschreibt.

Die diskriminierende Funktion der Kultur

Hier kommt die Kultur in ihrer doppelten Funktion ins Spiel. Kultur ist einerseits das Medium, in dem sich gesellschaftliche Verständigung ereignet: öffentliche Debatte, Meinungsbildung und Trendsetting sind ohne Bilder, Begriffe und Praktiken nicht denkbar. Andererseits ist Kultur auch der Ort, an dem über »in« oder »out« entschieden

wird. Ob etwas zu einer bestimmten Gesellschaft als zugehörig empfunden wird, bildet sich ebenso in ihren Bildern, Begriffen und Praktiken ab. Kultur ist sozusagen die Türsteherin des Konsens: Sie bestimmt, wer rein darf und wer draußen bleiben muss. Sie schließt ein und schließt aus.

Die Kulturinstitutionen wiederum sind der Stuhl, auf dem die Türsteherin sitzt. In ihnen wird professionell darüber verhandelt, was gezeigt und damit Teil der sichtbaren Realität werden darf. Sie gelten als Orte, an denen das Wissen über kulturelle Prozesse aufbewahrt und gepflegt wird, sie beschäftigen Expert_innen für unterschiedliche kulturelle Techniken

und sie filtern aus der Kulturproduktion das heraus, was den aktuell gültigen kulturellen Konsens füttert und im richtigen Maß weiterbringt. Die Kulturinstitutionen bilden zusammengenommen also ab, was zu einem bestimmten Zeitpunkt als mehrheitsgesellschaftlich wichtig und wertvoll erachtet wird.

Nun sind es hauptsächlich Personen mit höheren Bildungsabschlüssen und mittleren bis hohen Einkommen, die die Angebote der etablierten Institutionen der Hochkultur nutzen und diese auch selbst produzieren. Die Angehörigen der mittleren und oberen Gesellschaftsschichten ent-

historisch. Aber er ist nicht stehengeblieben. Seit Marx haben zahlreiche Autor_innen den Klassenbegriff kritisiert, ergänzt und weiterentwickelt – ein Prozess, der auch heute noch andauert. Nicht zuletzt Pierre Bourdieu hat mit seinem erweiterten Begriff des Kapitals und dem darauf aufbauenden Klassenmodell eine wesentliche Erweiterung der Marxschen Theorie entworfen. Bourdieu beschreibt mit seiner Konzeption der Klassen, was soziale Gruppen ausmacht – nämlich die Chancen ihrer Angehörigen, bestimmte Positionen zu erreichen oder bestimmte Ansichten als allgemein gültig durchzusetzen. Dabei lenkt er das Augenmerk auf das Zusammenspiel von »sichtbaren« (wie dem ökonomischen Status) mit »unsichtbaren« Eigenschaften (wie den Wahrnehmungsweisen, Geschmäckern, Ängsten oder Verhaltensmustern). Bourdieus Konzept erweist sich als besonders hilfreich, um zu verstehen, wie die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse die konkreten Praxisformen ihrer Angehörigen bestimmt. Es ist daher für die Betrachtung von kulturellen Ausdrucksformen aller Art höchst aufschlussreich.

scheiden darüber, was in den Kulturinstitutionen gezeigt wird und was nicht, was als Kultur in Erscheinung tritt und was außen vor bleiben muss. Es findet also eine Art Zirkelschluss statt: Nur wer bereits teil hat, darf mitreden und mitentscheiden, was in den Kulturinstitutionen stattfindet. Da dieser Inhalt den eigenen Werten und Einstellungen entspricht, wird zur weiteren Teilnahme ermuntert und diese belohnt. Die Kulturinstitutionen sind somit Orte der symbolischen Verständigung und Selbstvergewisserung der mittleren und höheren Gesellschaftsschichten.

Personen, die den Normen dieser Gesellschaftsschichten nicht entsprechen, haben es schwer, sich darin einzufinden. Von der benötigten Vorbildung bis zur verwendeten Sprache, vom Kleidungsstil bis zum Verhalten bei sozialen Kontakten, von der Gestaltung der Einladungskarten bis zur Inneneinrichtung – auf allen Ebe-

nen wird ihnen vermittelt, nicht dazu zu gehören und fehl am Platz zu sein. Der öffentliche Auftrag an die Kulturinstitutionen verkehrt sich so ins Gegenteil: Anstatt allen Personen gleichermaßen Zugang zum kulturellen Angebot und zur eigenen Produktion zu verschaffen, stellen sie selbst die Barriere dar, die den Weg zur Kultur erschwert.

Mittlerweile suchen zahlreiche Kulturinstitutionen nach Wegen, um ihr Publikum zu erweitern. Sie entwickeln neue Programme, um gezielt Personen anzusprechen, die bislang nicht zu ihren Nutzer_innen gehören. Aber es ist offenbar nicht so einfach, Personen aus den fehlenden Bevölkerungsschichten zu gewinnen. Oft wollen die, die mehr Teilhabe bekom-

Hochkultur/ Legitimierte Kultur versus Alltagskultur

Was in den Kulturinstitutionen passiert, zählt zur sogenannten Hochkultur. Genauer könnte man sie auch »legitimierte Kultur« nennen, denn es handelt sich dabei um die Kulturproduktion, die durch die Entscheidung dazu befugter Personen als wertvoll und dafür geeignet erachtet wird, in den Kulturinstitutionen vertreten zu sein. Legitimierte Kultur bezeichnet also die anerkannte Kultur mit Kunstanspruch, die durch öffentliche und private Gelder gefördert wird. Im Gegensatz dazu steht die Alltagskultur. Sie ist nicht der Sonderfall herausragender künstlerischer Begabung oder das Produkt eiserner Disziplin, sondern im Gegenteil: gewöhnlich – Teil des Alltags und eine ganz grundlegende menschliche Existenzbedingung.⁸ Sie umfasst all jene Prozesse und Produkte, mit denen Menschen ihre sozialen Handlungen sowie ihre Lebensräume benutzen, menschlich machen, einrichten und mit Bedeutung füllen: persönlicher Stil und Kleidung, Auswahl und Nutzung von Musik, Fernsehen oder Zeitschriften, Einrichtung der Wohnung, Gestaltung von persönlichen Beziehungen, Ernährungsgewohnheiten usw.⁹ Alltagskultur schließt sämtliche Elemente des symbolischen Ausdrucks ein und erhebt meist keinen Anspruch auf künstlerische Anerkennung. Die Grenzen zwischen legitimer Kultur und Alltagskultur sind fließend, denn kulturelle Produktionen entstehen aus den Formen, die Menschen in ihrem Alltag finden, weiterentwickeln und zu mehr oder minder ausgefeilten Positionen ausarbeiten. Aber nicht jede Person hat die Macht darüber zu entscheiden, ob etwas als Hochkultur anerkannt wird oder nicht. Es braucht

men sollen, nicht so recht mitmachen. Sie wollen die Angebote nicht haben, interessieren sich für andere Dinge, bringen sich nicht ein wie gedacht. Die Projekte verlaufen im Sand oder ufern aus, überfordern und verlangen Dinge ab, für die das Personal der Kulturinstitutionen nicht ausgebildet ist – kurzum, sie verunsichern und frustrieren Beteiligte und Initiator_innen und erweisen sich als weitgehend wirkungslos.

Diese irritierenden Erfahrungen werden besser verständlich, wenn man sich klar macht, dass kulturelle Betätigung nicht für alle Menschen dasselbe bedeutet. Dieser Umstand wird leicht übersehen, da Kultur im öffentlichen Diskurs der Mehrheitsgesellschaft einen hohen, nahezu unantastbaren Wert besitzt. Ihr Wert scheint so selbstverständlich, dass er üblicherweise keiner weiteren Begründung bedarf. Eine Ausstellung ansehen, einen Töpferkurs für die Kinder buchen, in die Bücherei gehen oder das Feuilleton der Zeitung lesen – das erklärt sich quasi von selbst. Zumindest tut es das für Personen, die dies so praktizieren. Sie interessieren sich eben dafür und ernten neben der persönlichen Befriedigung auch soziale Anerkennung.

Verschiedene Einstellungen zur legitimierte Kultur

Zusammenfassend lässt sich also feststellen, dass eine grundsätzlich zugewandte Einstellung gegenüber Kulturgütern aller Art nicht etwa das Ergebnis individueller Entscheidungen oder Begabung ist. Vielmehr ist sie eine erlernte und ererbte Haltung. Eine Person, der

von Kindheit an vermittelt wird, dass kulturelle Betätigung wertvoll und wichtig ist, wird diese Einschätzung höchstwahrscheinlich zu ihrer eigenen machen und danach leben. Dabei kommt es nicht so sehr darauf an, um welche Inhalte es geht oder ob es sich um besonders stark ausschlie-

ßende Bereiche der Kultur (wie beispielsweise die klassische Musik oder die zeitgenössische Kunst) handelt. Wichtig ist festzuhalten, dass das Interesse an Kultur ein Ausdruck von sozial vermittelten und in Kindheit und Jugend erworbenen Werten ist, die je nach Schichtenzugehörigkeit unterschiedlich ausfallen. Da dieses Lernen in frühester Kindheit beginnt und sich in allen Lebensbereichen auswirkt, ist es im Jugend- und Erwachsenenalter normalerweise nicht mehr bewusst zu fassen. Sondern es zeigt sich als Interesse und intrinsische Motivation, sich überhaupt mit Kultur zu beschäftigen – oder eben nicht.

legitimierte Instanzen – einen Kunsthochschulabschluss, Kritiker_innen oder Kurator_innen, die Kunstvereins-Leitung usw. –, damit kulturelles Schaffen vom Status des privaten Hobbys in die Sphäre der anerkannten Kultur wechseln kann. Es ist die gesellschaftliche Funktion der Kulturinstitutionen, die akzeptablen von den nicht-akzeptablen kulturellen Ausdrucksformen zu unterscheiden und den »kulturellen Kanon« zu formulieren. Dies geschieht durch einen komplexen Auswahlprozess, an dem zahlreiche Personen beteiligt sind: Politiker_innen ebenso wie Journalist_innen, Kulturschaffende, das Publikum, Sammler_innen, Förderstellen, gewerbliche Kulturproduktion. Letztlich ist es eine Frage der Definition, was als Kultur in Erscheinung treten darf und was nicht. Jemand (bzw. eine Gemengelage von Personen, die über die nötige Definitionsmacht verfügen) trifft letztlich die Entscheidung über »In« oder »Out«. Genau hier liegt das Territorium der Auseinandersetzung, auf dem die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen um Anerkennung und Zugehörigkeit zur gemeinsamen Kultur ringen. Graffiti war einmal eine jugendliche Subkultur und kriminalisiert – heute wird Graffiti-Kunst in Galerien gehandelt. Queere Lebensstile gibt es schon immer – in Fernsehserien und Illustrierten tauchen sie jedoch erst seit wenigen Jahren auf. Diese Beispiele zeigen, dass sich gesellschaftliche Anerkennung auf dem Feld der Kultur vollzieht, wo durch Verschiebungen von Sichtbarkeit und Sagbarkeit ein jeweils leicht verändertes, neues »Normales« geschaffen wird.

Dies gilt auch für Personen, die in der Kulturbranche arbeiten. Sie tun dies in erster Linie aus Liebe zur Sache, aus Begeisterung und Freude – so lautet jedenfalls die offizielle Sprachregelung. Geld zu verdienen und eine gewisse soziale Sicherheit zu erreichen werden eher als zweitrangige Motive behandelt. (Nicht zuletzt daher sind in der Kulturbranche deutlich geringere Löhne als in anderen Branchen durchsetzbar und die enge Verflechtung von Arbeits- und Privatleben üblich. Schließlich kann die Begeisterung für die Sache nicht um 17 Uhr bei Werksschluss enden.) Die Bereitschaft, sich rund um die Uhr für Kultur zu interessieren und einzusetzen ist gewissermaßen die Einstellungs Voraussetzung für eine Tätigkeit in der Kulturbranche.

Hier teilt sich das Bild: Für die »Insider« steht der Wert der Kultur außer Frage und sie begegnen allen Arten von Kultur mit Interesse und Motivation. Die »Outsider« treten nur durch Abwesenheit in Erscheinung, was »von innen« als Desinteresse und Unwissenheit interpretiert wird. Die Insider besitzen nicht nur Bildung, Geld und gesellschaftlichen Status, sondern auch die Macht zu entscheiden, was als Kultur anerkannt wird. Die Outsider haben wenig formale Bildung, sind nicht besonders wohlhabend, besitzen kaum Einfluss auf den gesellschaftlichen

Einleitung. Mehr kulturelle Teilhabe durch rationale Kulturvermittlung

Was gehört zur legitimierten Kultur? Potenziell alles!

Der Begriff »legitimierte Kultur« ist nicht gerade griffig. Ich verwende ihn dennoch, weil er einen wichtigen Unterschied verdeutlicht zwischen »Kultur, die in Kulturinstitutionen gezeigt wird« und »Kultur, die nicht in Kulturinstitutionen gezeigt wird«. Gerade heutzutage ist es oft nicht einfach zu bestimmen, wo diese Grenze verläuft, und vor allem warum. Graffiti gibt es in Galerien und im U-Bahn-Tunnel, Streetwear beeinflusst die Entwicklung der Couture, Lai_innen performen sich selbst auf Theaterbühnen, Künstler_innen bringen Alltagsprodukte in den Ausstellungsraum. Es herrschen weithin sehr offene Kulturbegriffe vor, die sich eben nicht mehr an die früher gültige strikte Trennung von Hochkultur und Populärkultur halten. Zur Hochkultur gehörten traditionell die klassischen Kunstsparten (bildende und darstellende Kunst, klassische Musik, Literatur) sowie das intellektuelle Leben. Hochkul-

tur galt als Domäne der gesellschaftlichen Eliten. Unter Populärkultur wiederum verstand man leichte Unterhaltung, Sport und den Konsum von Massenmedien. Die Populärkultur ordnete man der Arbeiterschicht zu. Solche klaren Abgrenzungen haben sich im zwanzigsten Jahrhundert aufgelöst. Heutzutage verläuft die Trennlinie zwischen denjenigen, die überhaupt an legitimierten Kulturformen teilnehmen (und zwar in ihren sämtlichen Formen), und denjenigen, die dies kaum oder gar nicht tun (abgesehen von wenigen Ausnahmen wie beispielsweise dem intensiven Fernsehkonsum). Zu diesem Schluss kommt eine umfangreiche soziologische Studie aus Großbritannien, die die Einstellungen und kulturellen Praxisformen in verschiedenen Gesellschaftsschichten untersucht.¹⁰ Das Besondere dabei ist, dass die heutige Hochkultur sich eben nicht mehr durch ihre Abgrenzung zur Populärkultur auszeichnet, sondern dass sie ein Allesfresser ist. Sie setzt sich aus ganz verschiedenen kulturellen Bereichen zusammen und findet besonders in vormals randständigen und neu entstehenden kulturellen Formen neue Impulse.

Konsens und erkennen selten die unterscheidende Funktion der Hochkultur¹¹. Als zentrales Abgrenzungsmerkmal zwischen den Schichten offenbart sich jedenfalls das Interesse an der legitimierten Kultur.

Rationale Kulturvermittlung...

Für die Bemühungen der Kulturinstitutionen um mehr kulturelle Teilhabe hat das weitreichende Folgen. Zum Einen gilt es anzuerkennen, dass die Nutzung von kulturellen Angeboten für verschiedene Personen auch Verschiedenes bedeutet. Während der Gewinn für die einen offensichtlich ist, erschließt er sich für andere überhaupt nicht. Und wenn nun die Wertschätzung für Kultur von erlernten und eingeübten inneren Einstellungen abhängt, die wiederum von bestimmten schichtenspezifischen Normen geprägt sind, dann bietet sie einen schlechten Ausgangspunkt für die Ansprache von Personen aus anderen Schichten als der eigenen. Anders formuliert: Die eigene Kulturbekanntheit, ja überhaupt die eigenen Motive taugen herzlich wenig dafür, andere Personen als die sowieso schon Anwesenden zu erreichen.